

Volker Gerhardt

Über den Ursprung der Philosophie in der Freiheit des Denkens

Kurzvortrag zur Eröffnung des 17. Treffens der
Stiftung Humboldt-Universität

Grundfragen der Philosophie – Freier Wille – Leibniz
22. April 2016

Dieser Nachmittag ist dem Problem der Freiheit gewidmet. Er soll, so hat es mir Herr Hasselmann erläutert, auch dazu dienen, Ihnen einen Eindruck von der wissenschaftlichen Disziplin zu vermitteln, die sich in ihrer langen Geschichte wiederholt (und in der Moderne auffällig verstärkt) mit dem Problem der Freiheit befasst hat. Mit dem Thema der Freiheit und der Vorstellung der Philosophie ließen sich jeweils für sich bequem mindestens zwei Stiftertreffen füllen; vielleicht aber kann es zu einer paradoxen und zugleich illustrativen Verkürzung führen, das eine Thema im Licht des anderen vorzuführen. Das will ich, auch um Zeit zu sparen, versuchen.

1. Die Philosophie fragt seit ihren Anfängen vor etwa zweitausendsechshundert Jahren nach dem Ursprung, dem Grund und der Eigenart aller Dinge. Dabei werden in kurzer Zeit höchst unterschiedliche Antworten gegeben, die wir heute einer Vielzahl von Disziplinen zurechnen.¹

Bei Thales von Milet (624 – 547), seinem Schüler Anaximander und ihrem Nachfolger Anaximenes, bei Heraklit (ca. 520 – 460) und seinem Zeitgenossen Parmenides, bei dessen Schüler Leukip und seinen Nachfolgern Empedokles (495 – 435) und Demokrit (460 – 371), sowie mit Anaxagoras (499 – 428) und schließlich dem 399 hingerichteten Sokrates waren die grenzüberschreitenden Fragen das Signum ihrer tiefgründigen Weisheit. Deshalb wurde es alsbald auch üblich, die Denker als Liebhaber der Weisheit (auf Griechisch: *philosophoi*) zu bezeichnen.

Weisheit (*sophia*) meinte bei den Griechen nicht bloß Wissen (*epistemē*), sondern Umsicht, Einsicht und Lebensklugheit. Die *philosophia* war damit keine bloße Angelegenheit des Kopfes, sondern sie bezog das Muthafte der Brust

¹ Die weit über die Grenzen der Anschaulichkeit hinausreichenden Forschungsfelder der modernen Wissenschaften haben insbesondere die Naturwissenschaftler zu Philosophen gemacht. In Deutschland genügt es, an die großen Physiker des 20. Jahrhunderts zu erinnern.

(*thymos*) und das Triebhafte (*epithymia*) unserer ganzen Konstitution mit ein. In der Philosophie äußerte sich somit der Lebensanspruch des ganzen Menschen, der in der Gestalt des Weisen der erstaunlichen Fähigkeit des Menschen gerecht zu werden versucht, das Ganze der Natur, das Ganze des Lebens oder das Ganze der Geschichte in Begriffe zu fassen.

Aber als was begreift der Mensch die großen Ganzheiten, in denen er nicht nur handelt, sondern sich auch selbst als ein Ganzes versteht? Als was hat er sich darin selbst zu begreifen? In gegenseitiger Überblendung dieser beiden Frage-dimensionen, sagen wir abkürzend: Die Philosophie entsteht und lebt aus der kosmischen Ausrichtung *einerseits* und dem individuellen Antrieb der unter Handlungsdruck tätigen, auf Wissen und Verständigung angewiesenen Person *andererseits*.

So fragt die Philosophie bereits in ihren Anfängen: Besteht die Natur letztlich nur aus einem einzigen flüssigen Grundstoff, der uns mal als Wasser, mal als Eis, Schnee oder Dampf, also in vielfältigen Formen vor Augen steht? Ist das Ganze aus kleinen, nicht mehr teilbaren Elementen (*Atomen*) zusammengesetzt, die sich in unzähligen Kombinationen mischen? Oder hat es die alle Beweglichkeit von Naturgegenständen überbietende Verfassung des Geistes?

Mit der Annahme des Geistes vermehren sich die Fragen ins kaum Ermessliche: Zeigt er uns nicht, dass es überhaupt nicht Festes und Beständiges gibt, weil ja „alles fließt“ und in unablässiger, von Gegensätzen angetriebenen Veränderung ist? Oder muss nicht gerade auch Heraklit, der diese Einsicht mit dichterischer Kraft und existenzieller Konsequenz, zum Ausdruck bringt, in seinen Begriffen vom Fluss (der im Augenblick der Aussage immerhin als sich selbst gleich begriffen werden muss, wenn die Veränderung des Wassers in seinem Bett zum Thema werden soll) ein immer gleiches Begreifen unterstellen? Wenn „alles“ fließt, muss zumindest „alles“ – einschließlich des „Fließens“ – bleiben. Da das in der Tat so ist, scheint sein vorsokratischer Kontrahent Parmenides Recht zu behalten, der seine Einsicht, dass alles eins ist, in logisch zwingender Weise vor Augen führt.

An diesem Gegensatz zwischen Heraklit und Parmenides („alles *fließt*“ und „alles ist ohne Bewegung *eins*“) hat sich Platon sein Leben lang abgearbeitet, konnte aber mit seiner grandiosen Lösung, der bis heute noch unzureichend verstandenen „Ideenlehre“, schon seinen Schüler Aristoteles nicht überzeugen. Der damalige Streitpunkt zwischen den beiden antiken Denkern gehört noch heute zu den produktivsten Unruheherden des philosophischen Denkens überhaupt.

2. Nun müsste ich zeigen, dass die in den ersten vier Jahrhunderten der Weisheitslehre aufgeworfenen Fragen nach der Natur der Dinge und der damit ursprünglich verbundenen, aber sich gleichwohl in einer schier unfassbaren Unabhängigkeit behauptenden Natur des Menschen tatsächlich noch die Problembestände der modernen Wissenschaft ausmachen. Doch ich unterlasse es, Sie mit Belegen aus der modernen Evolutionsbiologie, der Astro- oder Teilchenphysik oder der Zeittheorie eines Stephen Hawking zu traktieren. Ich verschone Sie auch mit Hinweisen darauf, dass die modernen Streitfragen der Geschichts-, Kultur- und Handlungstheorie ihre Vorläufer in der Antike haben.

Das alles kürze ich durch die These von der generativen Produktivität der Philosophie ab. Sie lautet: Seitdem die Philosophie am Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts ihren Namen erhielt, hat sie unablässig Einzelwissenschaften aus sich entlassen, ohne selbst etwas von ihrer Substanz zu verlieren.

Bei Aristoteles waren Physik, Biologie, Ökonomie, Ethik, Politik, Mathematik oder Theologie noch Themenfelder der Philosophie. Heute haben sie sich verselbständigt. Dennoch stand Ende des 18. Jahrhunderts noch alles, was heute unter den Sammelbegriffen der Natur-, Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften betrieben wird, unter der Obhut der Philosophischen Fakultät. Die Erinnerung daran hat sich lange Zeit noch in der Fakultätsbezeichnung der Humboldt-Universität bewahrt, die bis vor kurzem vier philosophische Fakultäten hatte und heute auf lediglich zwei Philosophische Fakultäten konzentriert ist. Das Institut für Philosophie ist darin nur eines unter vielen anderen.

Vielleicht kann dieser institutionelle Hinweis illustrieren, wie umfassend die Philosophie in ihrer Fragestellung ursprünglich war, und dass sie bei ihrer bis in die jüngste Gegenwart unablässig fortgesetzten Zellteilung, nichts, aber auch gar nichts von ihrer einzigartigen Stellung als – zwar nicht immer als „schneller“, aber doch höchst – innovativer Brüter neuer Probleme verloren hat.

Die Philosophie ist eine nach Personen- und Finanzbedarf ziemlich bescheidene Disziplin, die aber bis in die jüngste Gegenwart hinein enorm produktiv geblieben ist. Alles was wir heute an verselbständigten Fachdisziplinen der Medizin-, Bio-, Technik- oder Medienethik haben, war noch vor zwanzig Jahren auf kaum beachtete Nischen verteilt, in denen philosophischer Querdenker ihrer Zeit weit voraus waren.

3. In dieser Leistung war und ist die Philosophie ursprünglich mit dem Bewusstsein menschlicher Freiheit verbunden. Ihre Gründer waren an keine Konventionen, an keine priesterlichen oder höfischen Verbindlichkeiten gebunden; Sie haben auch keine Scheu gehabt, sich mit ihrer Konzentration, auf das, was sie für wichtig oder

vielversprechend ansahen, lächerlich zu machen. Sie sind, wie wir bereits von Thales, Heraklit und Sokrates, wissen, nicht davor zurückgewichen, von vielen für befremdlich, weltfremd oder für gefährlich gehalten zu werden.

Sie wussten aber auch damit umzugehen, von der Menge verehrt zu werden, so dass sie, wie der Atomist Demokrit, wie Könige von Stadt zu Stadt ziehen und ihre Weisheit nach dem Vorbild theatralischer Aufführung zur Schau stellen konnten. Einige von ihnen waren von der Bedeutung ihrer eigenständig gewonnenen Einsichten so überzeugt, dass sie, wie Anaxagoras, Vertreibung und Verfolgung erduldet, oder wie Sokrates den Tod, scheinbar ungerührt hingenommen haben.

Die Philosophen demonstrieren von Anfang an einen existenziellen Einsatz für ihr Denken. Darin liegt ein das Denken selbst tragender Akt der Freiheit und zugleich die Demonstration einer unaufkündbaren Verbindung von Theorie und Praxis. In der wissenschaftlichen Verbindung von beidem, von Freiheit im Denken und im Handeln, sehe ich das singuläre und selbst unter strikten logisch-analytischen Ansprüchen nicht preiszugebende Kennzeichen der Philosophie.

Nach heutigem Sprachgebrauch, können wir auch vom disziplinären Alleinstellungsmerkmal der Philosophie im Kontext der älteren wie der modernen Wissenschaften sprechen. Sie untersucht die Freiheit und hat dazu ihre Kompetenz darin, dass sie die Freiheit in emphatischer Weise praktiziert. Denn nur das kann als philosophische Erkenntnis angesehen werden, was ihrem eigenen existenziellen Anspruch genügt. Es reicht nicht, dass ihre Aussagen in überprüfbarer Weise auf eine kommunikativ versicherte Realität bezogen sind (und somit als „wahr“) gelten können. Es kann uns auch nicht zufriedenstellen, wenn ihre Theorien widerspruchsfrei und logisch schlüssig sind. Sie müssen Bedeutung für das Leben haben.

Philosophie in einem ernst zu nehmenden Sinn verlangt die Beglaubigung durch die individuelle Überzeugung einer Person, die sich darin derart in der Welt exponiert, dass sie auch andere mit Gründen und durch das persönlich gegebene Beispiel für ihre Einsichten zu gewinnen vermag.

4. Nach diesem langen Vorspruch genügt es, an zwei exemplarischen Auskünften der Philosophie vor Augen zu führen, dass die seit der Antike in regelmäßigen Abständen immer wieder erhobenen Zweifeln daran, ob es die Freiheit überhaupt „gibt“, bereits von einem grundlegenden Missverständnis ausgehen. Es gäbe keinen Sinn, zu behaupten, die Freiheit müsse es wie einen „Gegenstand“ geben, um sie als „wirklich“ anzusehen. Sie ist weder mit dem Licht vergleichbar, das uns erlaubt, etwas zu sehen, noch kann man sie als Energie verstehen, die sich in ihren unterschiedlichen Wirkungen messen lässt.

Freiheit ist eine Tatsache unseres Bewusstsein, von dem wir zwar auch noch nicht wissen, was es im Einzelnen möglich macht, an dessen Realität wir aber schon deshalb nicht zweifeln können, weil der Zweifel selbst bereits ein Akt des Bewusstsein ist. Und in diesem Bewusstsein ist die Freiheit mindestens unter zwei Bedingungen eine phänomenale Realität, die in verschiedenen Definitionen immer wieder festgehalten worden ist.

Die *erste* dieser Definitionen bezeichnet Freiheit als das Bewusstsein, das ein Mensch hat, solange er nicht unmittelbar durch den Willen eines anderen genötigt wird. Damit ist Freiheit als die Abwesenheit von Zwang durch die Willkür anderer anzusehen.

Dieses insbesondere für die politische Philosophie grundlegende Verständnis gibt der Freiheit einen Ort im zwischenmenschlichen, im gesellschaftlichen Geschehen. Es sind nicht Sturm oder Regen, die mich unfrei machen, auch wenn sie mich daran hindern, unbeschwert spazieren zu gehen; er ist allein der gewaltbereite Wille eines anderen, der mir die Freiheit nimmt, das zu tun, was ich für wichtig halte.

Damit aber bin ich bereits bei der *zweiten* exemplarischen Definition, die der ersten oft stillschweigend zugrunde liegt: In meinem individuellen Bewusstsein verstehe ich mich dann als frei, wenn ich nach meiner eigenen Einsicht und nach meinen eigenen Gründen handeln kann. Das führt oft zu der paradox erscheinenden Formel, wie wir sie bei Spinoza, Hegel oder Karl Marx finden, die Freiheit als „Einsicht in die Notwendigkeit“ begreift.

Doch auch hier ist die Freiheit als unverzichtbare eigene Einsicht leitend. Die Formel hat jedoch ihren Vorteil darin, dass ich etwas aus eigenem Entschluss tun kann, obgleich es mir durch die Vereinbarung mit anderen vorgeschrieben ist. So beende ich gleich meinen Vortrag aus freiem Willen, obgleich mir das von der Stiftergesellschaft verantwortete Programm eine von außen kommende Vorschrift macht.

5. Ich beschließe meinen kleinen Vortrag aber nicht, ohne auf eine der Freiheit zugrundeliegende Bedingung hingewiesen zu haben: Denn nur so kann man erklären, warum die Zweifel an der Wirklichkeit der Freiheit bei nahezu jedem Schub wissenschaftlicher Erkenntnis von neuem aufbrechen: Wir möchten und wir müssen erkennen können, ob das Bewusstsein der Freiheit mit der übrigen Erkenntnis unserer Welt zusammenstimmt.

Wenn uns die Naturwissenschaften erklären, dass alles in der Natur nach Ursache und Wirkung notwendig und angeblich alternativlos zusammenhängt: Wie können wir es uns dann erlauben, uns in unserem Bewusstsein der sogenannten „Illusion der Freiheit“ hinzugeben?

Die Antwort haben schon antike Denker wie der bedeutende Naturphilosoph Lukrez gegeben. Der Epikureer Lukrez kann deshalb als unverdächtig gelten, weil er im Ganzen eine durchaus „deterministisch“ zu nennende Naturauffassung vertritt: Für ihn ist es kein Widerspruch, dass es in der von vielen Kräften getragenen Natur Leben gibt. Leben aber ist etwas, das unter Einsatz der gegebenen, und durchaus auch gegeneinander wirkenden Naturkräfte, von sich aus, *sua sponte*, tätig ist. Für Lukrez ist das Leben durch Spontaneität gekennzeichnet. Und Spontaneität steht für ihn nicht in Widerspruch zum Naturgeschehen. Im Gegenteil: Sie wird von ihm getragen, angeregt und gefördert.

Dem brauchen wird nur hinzuzufügen, dass die Spontaneität des Lebens sich so reich und so vielfältig entfaltet wie das Leben selbst. Beim Menschen ist es auf derart komplexe Weise entwickelt, dass es in den für ihn unverzichtbaren sozialen Verhältnissen sogar seinen Ausdruck in den Prozessen sozialer Verständigung benötigt. Hier hat sich das Bewusstsein vor noch gar nicht so langer Zeit als vorteilhaft erwiesen.

Beim Menschen ist es zum Medium einer auf Sachverhalte bezogenen gesellschaftlichen Verständigung lebendiger Individuen geworden. Die aber wäre ohne die Wahrung individueller Spontaneität weder nötig noch möglich. Also ist das Bewusstsein der Freiheit keine Ausnahme von den Regeln der Natur, sie steht erst recht nicht im Widerspruch zu deren Gesetzen, sondern sie belegt im Gegenteil die Zugehörigkeit des Menschen zur Natur.

Das verstehe ich als eine philosophische Bekräftigung der Einsicht, dass wir die *Freiheit* unter keinen Umständen vernachlässigen dürfen. Vielmehr haben wir sie als Bedingung spezifisch menschlichen Lebens vor allen anderen Gütern zu schützen und zu fördern, solange uns die *Humanität* nicht gleichgültig ist.